

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge
Herausgeber: Bioforum Schweiz
Band: 65 (2010)
Heft: 2

Artikel: "Die Leute haben ein schizophrenes Verhältnis zur Landwirtschaft"
Autor: Binswanger, Mathias / Peter, Wendy / Weiss, Jakob / Gamp, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-891275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Leute haben ein schizophrenes Verhältnis zur Landwirtschaft»

Drei Mitglieder des Bioforums treffen sich mit einem Ökonomen in der Mitte der Schweiz, in Olten. Sie möchten wissen, wie man der landwirtschaftlichen Politik eine andere Richtung geben könnte. Eben: die richtige Richtung. Aus der Mitte heraus. Und sie möchten wissen, ob die Möschberg Erklärung nicht eindrücklich diesen Weg weist. Notizen und Auszüge aus einem Gespräch mit dem Ökonomen und Beirat Mathias Binswanger.



Die landwirtschaftliche Tretmühle um Fünf vor Zwölf

Bioforum: Auf dem Möschberg diskutieren wir viel, und oft sind dann die Leute frustriert, weil es beim blossen Analysieren bleibt. Und es verändert sich nichts. Dabei ist es doch 5 vor 12, oder nicht?

Mathias Binswanger: Es kommt darauf an, auf was man schaut. Gesamtwirtschaftlich, in der globalen Entwicklung, sehe ich kein 5-vor-12. Da bin ich relativ optimistisch. Das geht noch eine Weile so weiter. Hingegen für die Landwirtschaft in der Schweiz ist es schon 5 vor 12, wenn das Freihandelsabkommen kommt! Aber die Opposition verschärft sich jetzt ja, mit dem Bauernverband, der SVP und den Grünen, die dagegen sind. Wichtig ist, dass man sich dabei nicht auseinander dividieren lässt.

Was gäbe es denn für eine einleuchtende Rechtfertigung, um diese «dumme» Landwirtschaft, die keine Wertschöpfung hinbringt im Vergleich zum Dienstleistungssektor, zu stärken? Offensichtlich reicht es nicht, einfach zu sagen, wir pflegen auch noch die Landschaft und sind gut für die Biodiversität. Was muss man tun, um die Landwirtschaft zu retten?

Man muss aufzeigen, wo die Subventionen hingehen. Die gehen weniger zu den Bauern, als vielmehr nach hinten und vorne weg. Nach hinten, indem die Landwirtschaft ständig vorleistungsintensiver (Maschinen, Saatgut, Hilfsstoffe usw.) wird, und nach vorn, indem man den Bauern immer weniger bezahlt. Das ist der Prozess der landwirtschaftlichen Tretmühle: Die Bauern müssen stets produktiver werden – mit dem Resultat der sinkenden Preise. Dann scheiden die wenig produktiven Bauern aus, der Rest macht weiter, um ein möglichst homogenes Produkt abzuliefern. Dabei gibt es nur noch den Kostenwettbewerb, man kann keinen Qualitätswettbewerb mehr machen. Rein ökonomisch argumentiert würde man ohnehin sagen, am besten hören wir ganz auf mit der Landwirtschaft. Da müssen wir gar nicht von 0,5 % Wachstum reden, die durch das Freihandelsabkommen ausgelöst würden. Wir haben noch mehr Wachstum, wenn wir ganz aufhören. Es ist ein politischer Entscheid, dass wir die Landwirtschaft erhalten wollen – und es steht ja auch so in der Verfassung (Versorgungssicherheit). Wir wollen auch eine Kulturlandschaft und möchten einen gewissen Einfluss haben auf die Bedingungen, unter denen die Produkte angebaut werden. Beim Import haben wir darauf kaum Einfluss. Ernährungs-

souveränität bedeutet deshalb für mich, dass wir nicht alles, aber wichtige Produkte im eigenen Land anbauen.

Ist der Bauer somit doch ein Sonderfall? Ähnlich, wie die Schweiz ein wenig ein Sonderfall ist? Fällt der Landwirt aus dem ökonomischen Denken heraus?

Ja, er fällt heraus, weil er von der Art der Produktion her ein Sonderfall ist. Landwirtschaft ist keine Industrie. Die Bodengebundenheit ist etwas grundlegend anderes. Dieses Problem ist übrigens in der ganzen EU dasselbe. In allen Industrieländern wird die Landwirtschaft massiv subventioniert, zum Teil versteckt, z.B. über Investitionen. Die Theorie der landwirtschaftlichen Tretmühle, die besagt, dass die Bauern nie auf einen grünen Zweig kommen, kommt ja aus den USA!

Unwichtige Landwirtschaft und das Phänomen des «mental accounting» gegenüber Lebensmitteln

Mathias Binswanger verheimlicht nicht, dass er die Möschberg Erklärung zwar nicht falsch findet, aber auch nicht für besonders wirkungsvoll hält. Er selber ist auf unterschiedliche Weise tätig und macht uns auf seine Zugangsweisen aufmerksam.

Wenn also die Wissenschaft, wie Sie sagen, nur einen kleinen Einfluss auf die grossen Entscheidungen hat, weil Ideologien und selektive Wahrnehmungen dabei massgebender sind, ist es dann die ökonomische Denkweise, die die politischen Entscheidungen lenkt? Die Vorstellung vom freien Markt?

Nein, in Sachen Umwelt, Berücksichtigung der Biodiversität usw., wissen wir heute, dass dieses Modell nicht funktioniert, weil die externen Güter nicht berücksichtigt werden und künftige Generationen auf dem Markt nicht vertreten sind. Aber in Bezug auf die Landwirtschaft ist dieses Wissen nicht sehr verbreitet.

Das wäre also ein Punkt, um einzuhaken? Das sagen wir selber ja eigentlich schon lange: Warum versteht niemand, dass man die Landwirtschaft nicht als Industrie betrachten darf?

Weil sie rein ökonomisch betrachtet nicht wichtig ist. Sie macht weniger als 1 % des Bruttoinlandsprodukts (BIP) aus. Man will durch die kleine Landwirtschaft nicht die Industrie gefährden.

Also ein Bauernopfer?

Ja. Die Landwirtschaft ist insgesamt aus wirtschaftlicher Sicht zu wenig wichtig.

Welche Bedeutung messen Sie persönlich der Landwirtschaft bei?

Eine wesentlich grössere, das kommt aber nicht beim BIP zum Ausdruck.

Landwirtschaft bietet viel mehr und ist viel mehr mit dem Leben verbunden, als man allgemein meint. Ohne Essen geht nämlich gar nichts mehr. Und die anderen gemeinnützigen Leistungen werden nicht wahrgenommen, obwohl es die Leute stören würde, wenn z.B. die Landschaft nicht mehr «gepflegt» wäre. Insgesamt ist das Image der Landwirtschaft in der Schweiz gut. Die Bauern schneiden bei Umfragen gut ab.

Das Problem ist, dass man die zwei Seiten nicht zusammenbringt. Einerseits wird positiv wahrgenommen, was da produziert wird; andererseits sieht man die Kosten: Was machen die Bauern mit all dem Geld? Und man sieht die relativ hohen Lebensmittelpreise. So entsteht ein schizophrenes Verhältnis zur Landwirtschaft. Es gibt zu wenig Information. Viele Leute haben das Gefühl, die hohen Lebensmittelpreise kommen den Bauern zugut, damit sie viel verdienen. Dabei ist eine immer breiter werdende Handelsspanne dazwischen, den Bauern zahlt man weniger, die Preise steigen (siehe z.B. Mythos teure Landwirtschaft – Situationsbericht 2008, www.sbv-usp.ch/de/positionen/situationsberichte). Diese Zusammenhänge sind kaum bekannt. Und es gibt ein Phänomen, weshalb die Leute in Bezug auf Nahrungsmittelpreise so sensibilisiert sind: das «mental accounting». Leute gehen nicht rational mit Geld um. Je nachdem, wofür sie das Geld ausgeben, hat es eine andere Bedeutung. Es gibt sozusagen verschiedene geistige Geld-Schubladen, in einigen hat das Geld viel Wert, in anderen wenig. Zwei Franken Parkgebühr empfinden wir als hoch, zwei Franken

Verlust an der Börse ist nichts. Mit Nahrungsmitteln sind wir täglich konfrontiert und deshalb übersensibilisiert. Und dann spielt es noch eine Rolle, ob wir bar bezahlen und direkt spüren, wie wir uns vom Geld trennen. All dies wirkt zuungunsten der Wahrnehmung von Nahrungsmitteln. Und dann machen die Anbieter noch ständig Werbung mit dem Preis. Deshalb ist die Sensibilität viel zu hoch. Im Alltag ist der Anteil Nahrungsmittel an den Haushaltsausgaben gering, das gilt auch, wenn wir mit Europa vergleichen.

Das Problem der geringen Wertschöpfung auf den Betrieben

Vielfach kauft man ja nicht nur das Produkt, sondern auch schon Dienstleistungen ein, zum Beispiel geschnittener und gewaschener Salat.

Hier kommt zum Ausdruck, dass die Wertschöpfung nicht beim Bauern liegt. Er soll nur ein homogenes Rohprodukt abliefern: Milch. Weizen. Egal, von welchem Bauern. Da gibt es dann keinen Qualitätswettbewerb. Der Abnehmer bestimmt die Bedingungen und macht nachher 100 diversifizierte Produkte (und sein Geld) aus dem Ausgangsrohstoff. In einem Latte Macchiato ist kaum mehr Nahrungswert zu finden in viel Verpackung, die mehr Wert schöpft als das Getränk selber. Deshalb haben z.B. auch Weinbauern weniger Probleme. Winzer können die Wertschöpfung selber machen, weil sie direkt an ihre Kunden verkaufen.

Sind in dem Fall alle Bestrebungen, die Wertschöpfung auf den Betrieb zu holen, gut und richtig? Oder ist das am Schluss kontraproduktiv?

Das ist gut.

Aber ist dann der Bauer noch ein Bauer?

Es kommt noch eine Komponente dazu. Wir haben heute einerseits mehr Vielfalt in den Grossverteilern, aber von den Rohstoffen her

immer mehr Einfalt. Diese Homogenisierung der Ausgangsstoffe schadet wiederum der Biodiversität.

Das Problem ist aber auch, wie bringt man das Produkt zum Konsumenten. Der Konsument geht nicht auf die Höfe und holt sich die einzelnen Produkte.

Da gibt es jetzt Beispiele von Vertragslandwirtschaft, wie z.B. in Genf und neuerdings auch in der Deutschschweiz (Rudi Berli hat in Nr. 3/09 als Beispiel die Genossenschaft «Jardin de Cocagne» vorgestellt, in der 5 Höfe mit 400 Familien vertraglich zusammenarbeiten). Der Ansatz ist richtig.

Sollte man nicht auch andere Strukturen, das Handwerk des Bäckers oder Metzgers, wieder fördern? Und jene Bauern entlasten, die nicht auch noch ihren Käse selber vermarkten wollen, obwohl es der beste ist, der sich eigentlich von selbst verkaufen müsste.

Die regionalen Ansätze sind grundsätzlich richtig. Die Bauern liefern in lokale Kanäle. Und wenn das Produkt dann in der Migros steht, wird es natürlich besser verkauft.

Aber es besteht auch die Ansicht, die Grossverteiler hätten das «Bio» beschädigt und diktierten heute die Bedingungen.

Die Grossverteiler treten mit zwei verschiedenen Gesichtern auf. Auf der einen Seite machen sie für die Landwirtschaft sinnvolle Sachen, auf der andern setzen sie sich für den Freihandel ein. Wichtig ist die Regionalität. Dass die Leute wissen, woher das Produkt kommt.

Neue Arbeitsformen

Nochmals zurück zur Fleischproduktion. Sie haben ja auch gesagt, das sei bei uns sinnvoll, obwohl zu energieaufwändig. Aber so, wie die Landwirtschaft jetzt läuft, wird die Vielfalt ab-



Mathias Binswanger ist 1962 in St. Gallen geboren, begann sein akademisches Leben 1984 und ist seit 1998 Professor für Volkswirtschaftslehre und Finance an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Olten (er lebt auch dort). Gastprofessuren und Lehraufträge in Freiburg, Basel, China. Rege Publizisten-Tätigkeit in Fachzeitschriften und Presse. Forschungsschwerpunkte: Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie, Zusammenhang zwischen Glück und Einkommen. Informative Website: www.mathias-binswanger.ch.

nehmen. Mit der Möschberg Erklärung gehen wir einen andern Weg und sagen, es müsste eher kleinere Betriebe geben und eher vielfältigere, mit mehr Menschen auf den Betrieben. Was uns zur Frage der Bewirtschaftung bringt. Auf vielen uns bekannten Betrieben arbeiten der Bauer und die Bäuerin bis zum Umfallen; wenig soziale Kontakte sind möglich, weil sie dermassen beschäftigt sind. Sinnvoll wäre doch: mehr Leute und neue Arbeitsformen, die eher «Glück» bringen. Auch deshalb ist für uns der Weg über das Erdöl und die grossen Maschinen eine Sackgasse. Sehen Sie hier einen Ausweg?

Das ist schwierig, weil damit nochmals die Preise erhöht würden. Und die Auswirkung verschiebt sich dann je nach Grösse der Betriebe und macht die Situation noch schlechter. Und es würde noch mehr Subventionen bedingen.

Ist es aber nicht in der übrigen Wirtschaft auch so? Die Maschinen waren ein Segen, haben viel schwere Arbeit erspart. Aber müssten wir jetzt nicht Wege finden, die Arbeitskraft zu verbilligen?

Das ist der Prozess der Industrialisierung, das Ersetzen der Arbeitskräfte durch Maschinen bei erhöhter Arbeitsproduktivität. Und das hat auch einen enormen Wohlstand verursacht. Die Arbeit hat sich aber immer weiter verlagert aus der Produktion heraus und hin zu den Dienstleistungen und anderen Bereichen. Denn man macht die Arbeit ja auch wieder komplexer, wenn man mehr produziert, und so braucht es andere, neue Tätigkeiten.

Aber braucht es tendenziell, auch wenn das jetzt naiv tönt, nicht langsam eine Umkehr, dass die «billigen» Maschinen wieder eher durch «teure» Arbeitskräfte ersetzt werden anstatt umgekehrt?

Im Grunde genommen ist es halt immer noch wahnsinnig billig, einen Liter Erdöl zu kaufen. Selbst ein doppelter Preis wäre noch billig im Vergleich zu früher. Und das bleibt vermutlich noch lang so. Da fehlt der Druck. Wir haben zum Teil ja auch andere Technologien, aber nur schon um diese weiter zu entwickeln, fehlt der Druck – solange das Erdöl noch so günstig ist.

Von Glück und Geld

Sie beschäftigen sich aus ökonomischer Sicht mit dem Thema Glück. Was müssen wir tun, damit wir nicht nur glückliche Hühner, sondern auch glückliche Bauern und Bäuerinnen haben?

(nach Pause) Was man weiss: Das Glück hat einen starken Bezug zum Sozialleben. Das Glück des Einzelnen hängt am stärksten von seinem Sozialleben ab. Weil es sich nicht abnützt. Die Freude an einem neuen Auto hält nicht lange an, bald möchten wir wieder ein neues. Generell bei materiellen Gütern nützt sich das Glück relativ schnell ab. Mit Freunden zusammen sein, das nützt sich nicht ab. Dieser Aspekt wird heute vernachlässigt. Auch mit einem erhöhten Einkommen geht tendenziell diese soziale Zeit weg, die eigentlich die Zufriedenheit ausmacht.

Wir halten Glück eigentlich für eine hoch überschätzte Tugend oder Fähigkeit. Wir würden viel eher Zufriedenheit anstreben wollen. Geht es um Glück oder Zufriedenheit?

Gemeint ist die allgemeine, längerfristige Zufriedenheit. Nicht das kurzfristige Hurra. Aber es hängt natürlich ein wenig zusammen. Diejenigen, denen die kurzfristigen Glücksmomente fehlen, werden auch langfristig nicht zufrieden sein, und umgekehrt. Wenn ich zufrieden mit meinem Leben bin, werde ich eher in der Lage sein, einen kurzfristigen Glücksmoment zu geniessen.

Aber es braucht auch wieder Unglück, um das Glück zu erkennen.

Der Mensch kann letztlich immer nur relativ denken. Etwas im Verhältnis zu etwas anderem beurteilen.

Es braucht auch den Absacker, bei diesem tieferen Verständnis von Glück.

Ja, so ist es gemeint. Es geht mehr darum, dass wir jene Dinge, die systematisch unglücklich machen, eher eliminieren und jene, die etwas zur Zufriedenheit beitragen, vermehren und möglich machen.

Hat das Geld eine zu grosse Bedeutung heute?
Generell schon. Es bedeutet Status.

Der Bauer muss mit etwas ganz anderem auskommen. Der ist nie in dieser Liga.

Nein, der kann eher mit Land brillieren, das er besitzt.

Was den Status angeht, trifft das auf die meisten Kulturen zu. Es hat überrascht, als wir kürzlich mit afrikanischen Bauern sprachen, zu hören: «Wir hoffen alle, dass unsere Kinder keine Bauern heiraten».

Wobei die Grossbauern zum Teil sehr gut gelebt haben.

Ja, das stimmt; aber heute scheinen ein Fernseher und das Stadtleben besser zu sein, als auf dem Feld zu arbeiten. Aber warum? Ausser, wenn man selbst auf dem Land fast verhungert.

Man hat keine Perspektive. In der Stadt ist immerhin potenziell die Möglichkeit da: man könnte. Man kann träumen, etwas zu erreichen. Es hat auch mit der Entwicklung in anderen Bereichen zu tun. Ursprünglich waren wir Jäger und Sammler, dann waren die Bauern ein Fortschritt, heute ist Banker sein ein Fortschritt.

Hat die aktuelle Wirtschaftskrise vielleicht einen Wechsel eingeleitet? Oder sind nach wie vor das Wachstum und die möglichst hohe Rendite Leithorizont?

Im grossen Ganzen hat sich nichts verändert, das sehen wir an dem, wie es weitergeht jetzt: wie bisher. Trotzdem werden diese Sachen wieder diskutiert. Mehr Leute bekommen es mit und machen sich Gedanken. Aber im grossen Ganzen geht es noch weiter so. Es ist kein Problemdruck vorhanden. Uns geht es relativ gut, materiell.

Das Gespräch mit Mathias Binswanger führten Wendy Peter, Jakob Weiss und Christian Gamp

Bücher:

• Globalisierung und Landwirtschaft – Mehr Wohlstand durch weniger Freihandel.

Picus-Verlag, Wien, 2009, 64 Seiten.

• Die Tretmühlen des Glücks – Wir haben immer mehr und werden nicht glücklicher. Was können wir tun?

Herder-Verlag, Freiburg, 2006, 224 Seiten

• Stock Markets, Speculative Bubbles and Economic Growth

(aufbauend auf Habilitationsschrift), Edward Elgar, Cheltenham UK, 1999, 384 Seiten.

• Werte schaffen – Werte erhalten. Wirtschaft und Umwelt in der Schweiz

(als Co-Autor zusammen mit Dyllick/Nauser/ Porchet), Schweizerische Volksbank, Bern, 1995, 104 Seiten.

• Information und Entropie – Ökologische Perspektiven des Übergangs zu einer Informationswirtschaft

(aufbauend auf Dissertation), Campus-Verlag, Frankfurt, 1992, 396 Seiten.